

Was die Nacht verberg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(17. Fortsetzung.)

Heinz hatte eine weitere Frage in Bereitschaft, aber noch bevor er über die ersten Worte hinausgekommen war, legte Margot ihre Hand auf seinen Arm.

„Ich höre die Stimme meines Bruders. Wir dürfen uns ihnen nicht länger entziehen. Du mußt dich vordrehen mit dem begnügen, was Du soeben von mir gehört hast, und ich meine, es kann Dir nicht schmer fallen, alles übrige selbst zu erraten.“

„Woh! — Aber eines bist Du mir immer noch schuldig, Margot: die Antwort auf die Frage nämlich, wann es mir vergönnt sein soll, Dich als mein geliebtes Weib in die Arme zu schließen.“

Sie hatte sich bereits erhoben, und indem sie ihre beiden Hände auf die Schultern des vor ihr stehenden setzte, neigte sie ihr schönes Gesicht tief auf das seine herab. „Ich werde Dir gehören, mein Freund, sobald ich weiß sein kann, daß ich in Deinem Leben nicht ebenfalls die Rolle des unheilvollen Verhängnisses spielen werde. Denn ich liebe Dich, und wie mein Herz bis zu der Stunde, da ich Dich zuerst gesehen, nie für einen anderen Mann geschlagen hat, so wird es bis zur Stunde meines Todes nie einem anderen Mann gehören.“

„Wohlan denn, so weiß ich doch wenigstens, für was ich zu kämpfen habe, und welches der Preis meines Sieges sein wird. — Morgen früh fahre ich mit Deinem Bruder nach Berlin, und ich gelobe, daß Du mich nicht früher wiedersehen wirst, als bis ich auch den letzten drohenden Schatten von Deinem Lebenswege verschweigt habe.“

30. Kapitel.

Vor dem Anhalter Bahnhof in Berlin verabschiedete sich Heinz von Herbert v. Wehringen. Er hatte ihm angeboten, sich seiner Wohnung zu bedienen, Herbert jedoch hatte mit der Bemerkung abgelehnt, daß sie ihre Segner nur unnütz aufmerksam machen würden, wenn er mit Heinz zusammen wohne. So fuhr denn Heinz allein nach der Raststraße hinaus, während Herbert sich in ein Hotel begab.

Auf der Treppe traf Hoffelder mit Paul Martens zusammen. Mit schlingelndem Gruß gingen sie aneinander vorüber, aber Heinz nahm doch wahr, daß der Kleine, der schon bei seinem Kommen elend genug ausgesehen hatte, sich in der Zwischenzeit nicht zu seinem Vortitel verändert hatte. Die Kleider seines Bruders schienen ihm noch weiter amorden zu sein, und unter den Augen, die einen Blick tödtlichen Hasses auf Hoffelder warfen, lagen schwarze Schatteln, die von durchwachten Nächten zeugten. Er suchte zwar die Lippen zu einem herausfordernden Lächeln zu verziehen, während er an Heinz vorüber die Treppe hinabging, aber es wurde doch nur eine verzerrte Grimasse der Wuth daraus.

Heinz öffnete die Thür, und auf das Geräusch hin, das sein Eintritt verursachte, kam die Aufwärterin herbeigelaufen.

„Na, ist der Herr wirklich wieder da?“ begrüßte sie ihn und nahm ihm seinen Koffer ab. „Ich hab' gedacht, der Herr wollte 'n paar Wochen wegbrechen! — Na, aber ordentlich braunbraun! — das muß man sagen!“

Heinz ordnete vor den Spiegel ein wenig seine Kleider und sagte dabei: „Ich mußte aus geschäftlichen Gründen früher zurückkommen, Frau Friede! — Ist in der Zwischenzeit jemand hier gewesen?“

„Der können Sie sich doch denken, Herr Hoffelder! — Nicht 'n zweiten Tag kamen 'n paar Herren, die Sie besuchen wollten. Ich habe die Karten da in die Schale gelegt. Na, und dann war wiederum 'n Herr da, der durchaus wissen wollte, wo Sie hin wären — Brombroski oder so ähnlich, Lieber.“

Heinz wandte sich ungeschäm um. „Sie haben ihn doch höfentlich nicht mitgeteilt, wohin ich gereist war?“

„A, wo werb' ich denn!“ protestierte Frau Friede. „Sie hatten mir doch gesagt, daß es et niemand sahen dürfte. — Was mit der Post gekommen ist, hat 'n Ihnen alles nachgeliefert.“

„A, ja — ich habe es bekommen“, erwiderte Heinz zerstreut. Er arbeitete darüber, was Dombrowski von ihm gewollt haben mochte. „Der Briefträger war heute noch nicht hier?“

„Der kommt erst um halbe neun.“

„Aber ja — der hätte ich beinahe verlassen — der Herr von da oben hat mit sich auszusprechen wollen. — Na, wer wird denn der schon wieder sein?“

„Es hatte geklärt, aber es war nur der Briefträger, der einen ganzen Stoh vollbracht für Heinz abzugeben hatte. Hoffelder nahm sie mit in sein Arbeitszimmer und warf sie dort auf die Platte des Schreibtisches. Erst nachdem er sich umgesehen hatte, unterzogen er sie einer klügeligen Untersuchung.“

„Sie waren unheimlich nett und sehr freundlich, die man ihn anzusehen fürchtete ins Haus schickte, aber schließlich die Mittelstufen, die er nach oberflächlicher Vertheilung der Seite wert-

Dann aber fiel ihm ein Brief von anderer Art in die Hände, ein Umschlag von jenem Format, dessen sich junge Damen mit Vorliebe zu bedienen pflegen. Heinz drehte das Schreiben ein paar Mal zwischen den Fingern, um es dann mit einer unumhügeligen Bewegung ebenfalls bei Seite zu werfen. Er hatte sich schon vorher den Kopf darüber zerbrochen, wie dieser fürdrinalische Zettelkasten in sein Zimmer hätte kommen können, nun aber hatte er entdect, daß das Parfüm, gegen das er eine unüberwindliche Abneigung hatte, dem Niederfarbigen Briefchen entströmte, und er konnte sich nicht entschließen, es zu öffnen. Sicherlich war es wieder irgend eine unbekannte Verehrerin, die ihn um ein Autoarrang erluchte — er hatte schwärmerische Aufschriften von dieser Art in staltlicher Anzahl bekommen, seitdem sein erstes Weib eine so außerordentlich beifällige Aufnahme gefunden hatte, und halb aus Bequemlichkeit, halb in der Furcht, sich durch eine Antwort die Briefschreiberin recht auf den Hals zu laden, hatte er sie stets unentdeckt gelassen.

Aber während er dann im Zimmer beschäftigt war, floßen seine Gedanken immer wieder zu dem wohlgerühenden Briefchen hinüber, und eine unerklärliche innere Unruhe veranlaßte ihn schließlich, noch einmal danach zu greifen und den Umschlag abzuziehen. Ein mit unregelmäßigen, von wenig geschulter Hand hingetragenen Zeilen bedecktes Blatt war es, das er entfaltete, und als er nach seiner Gewohnheit zunächst die Unterseite las, erfuhr er, daß er gut daran aethan hatte, den Brief zu öffnen. „Verehrter Freund und Gönner!“ las er. „Ich nenne Sie so, obwohl Sie Ihr Versprechen, mich einmal wieder aufzusuchen, nicht gehalten haben. Das ist arghmüthig von mir — nicht wahr? — Aber ich will meine Großmuth noch weiter treiben und Ihnen verrathen, daß ich eine sehr wichtige Neuigkeit für Sie habe — das heißt, wenn Sie der Frau Martens noch interessiert. Ich sagte Ihnen doch, daß ich ihn für verheiratet gehalten habe? — Jetzt laube ich es ganz bestimmt, und wenn Sie mich besuchen wollen, werde ich Ihnen sagen, weswegen. Sie kennen ja meine Adresse. Aber Sie müssen schon an einem Vormittag kommen, denn Nachmittags sind jetzt immer sehr lange Proben, und wissen Sie — ich möchte nicht gern, daß Sie ins Theater kommen. Es ist immer ein junger Mann da, der sich für mich interessiert, und ich möchte nicht gern, daß er Sie mit mir zusammen sieht. Sie werden mich verstehen — ja? — Also besuchen Sie recht bald, Sie Angenehmer, Ihre

Wieze Hofmeister.“

Erreat sprang Heinz auf und sah auf die Uhr. Es war eben neun, und vor es war die kleine Choristin vom Eldorado-Theater sicherlich nicht aus dem Federn. Es hieß also, daß in dem jungen Schriftsteller auch werden mochte. Durch einen Brief, den er dem nächsten Rohpostamt zur Beförderung übergeben, hat er Herbert, ihm am Nachmittage aufzusuchen, da er ihm vorausichtlich wichtige Neuigkeiten mitzutheilen haben würde.

Eine gutmüthig dreinschauende, behäbige Frau öffnete ihm, als er um die erste Stunde an der Wohnung Fräulein Hofmeisters die Glocke zog. Er nannte ihr seinen Namen, und sie führte ihn loaleich in einen hübschen kleinen Salon und vertraute ihm an, daß „ihre Wieze“ ihr schon sehr viel von dem Herrn erzählt habe und daß sie sicherlich sehr glücklich über den Besuch sein würde. Als er die rechte Theatermutter lana sie erst eine gute Weile das Lob ihres Schüglings in allen Tonarten, ehe es ihr einfiel, an die verschlossene Thür des Nebenimmers zu pochen und durch das Schlüsselloch die kleine Choristin anzurufen.

Es dauerte eine gute Weile, ehe die schlaftrige Kraae kam, was man denn von ihr wünte. Aber als die mütterliche Voaswirthin ihr verknüpfte, daß der Herr Hoffelder gekommen sei, wurde es drinnen loaleich lebendig.

„A, aber warum so früh!“ erklang es in Tone Lachens Erstaunens. „Bitte doch Herrn Hoffelder, Platz zu nehmen. Ich werde sofort kommen.“

Immerhin verging eine halbe Stunde, ehe sie über die Schwelle trat.

„Entschuldigen Sie meine Toilette“, sagte sie Heinz mit einem freundlichen Lächeln deutend. „Aber ich hatte Sie nicht so früh erwartet, und ich wollte Sie nicht warten lassen.“

„Ich erhielt Ihren liebenswürdigen Brief heute morgen, und ich ärgerte natürlich nicht, von Ihrer Einladung sofort Gebrauch zu machen. Da Sie mir verzeihen, in das Theater zu kommen.“

„Wieze Hofmeister leuchtete tief auf.“

„A, ja — ich mußte es wohl“, sagte sie, während sie sich in einen der stählernen Polsteressel schmeizte und ihn durch eine Handbewegung aufforderte, sich ihr gegenüber zu setzen. „Sie glauben nicht, wie überaus eifersüchtig dieser Pußli ist — er heißt eigen-

lich anders, aber der Name paßt viel besser zu ihm — und er macht mich immer lächerlich mit seinem Getue. Und dabei erbe ich ihm doch wirklich seinen Grund dazu.“

Die letzte Bemerkung war von einem letzten Seitenblick auf Heinz begleitet, der verständlich genug andeutete, daß Fräulein Wieze doch nicht ganz abgeneigt sein würde, dem armen „Pußli“ Grund zur Eifersucht zu geben.

Hoffelder erwiderte mit einer tadellosen Verbeugung: „Sicherlich nicht, mein Fräulein! — Aber Sie werden verzeihen, wenn ich loaleich auf den eigentlichen Zweck meines Besuchs zu sprechen komme. Sie möchten mir in Ihrem Briefe Andeutungen darüber, daß Sie mir etwas mitzutheilen —“

„Interessiren Sie sich denn wirklich noch für diesen Martens? — Ich bin froh, daß ich von der Geschichte keine Scherereien weiter gehabt habe, und ich habe geschworen, ob ich Ihnen meine Beobachtungen wirklich mittheilen sollte.“

„Aber ich verstehe nicht.“

„A, das können Sie doch verstehen!“ entgegnete Fräulein Wieze lässig. „Sie werden es wenigstens verstehen, wenn ich Ihnen gesagt habe, was ich bemerkte und was ich mir dazu denke. Mit dem zweiten will ich anfangen. Ich denke mir nämlich, daß Martens unter einem falschen Namen verheiratet gewesen ist, und daß seine Frau keine Ahnung davon gehabt hat, wie ihr Mann eigentlich heißt. Deshalb hat sie sich nicht gemeldet, als der Mord an Martens bekannt wurde.“

„Das klingt alles etwas unwahrscheinlich. Wie sind Sie denn?“

„Kaffen Sie mich nur erst erzählen. Wie ich gestern Nachmittag zur Probe ins Theater ging, fiel mir eine ärmliche und geschmacklos angezogene Frau auf — hübsch war sie übrigens auch nicht — die ansehend in großer Aufregung mit dem Portier sprach. Ich sah, wie der Mann beauernd die Achseln zuckte und sie schließlich fortschickte. Ich will nur annehmen, daß die Neugier meine schwache Seite ist, und ich ging dann nachher zu dem Mord und fragte ihn, was die Frau gewollt hätte. Da erzählte er mir, daß sie sich nach einem Herrn erkundigt hätte, der so und so aussehe und angeblich der so und so Stammes des Theaters gehören müße. Er könne sich aber nicht denken, wer es sein sollte. Na, ich habe mir zuerst auch nichts gedacht und habe noch ein paar schlechte Witze darüber gemacht. Am Abend aber erzählt mir eine Kollegin, es sei eine Frau im Theater, die sich nach einem Herrn Martens erkundigte und sich durchaus nicht überzeugen lassen wollte, daß man einen Herrn Martens hier nicht kenne. Ich weiß nicht, was mich mit einem Male stutzig machte — ob es der Name war oder was sonst, jedenfalls hatte ich einen merkwürdigen Verdacht, den ich nicht weiter loswerden konnte. Ich hat meine Kollegin, mir die Frau einmal durch das Guckloch im Vorhang zu zeigen. Es war natürlich dieselbe, die ich am Nachmittage gesehen hatte. Und wie ich sie mir so recht aufmerksam betrachtete, fiel mir mit einem Male ihre Ähnlichkeit auf mit —“

„Nun — mit —?“

„Mit dem Kinde, dessen Photographie mir Otto Martens gezeigt hat.“

„Ah!“ rief Heinz überrascht hervor. „Das ist in der That sehr seltsam. Und wie verhielt sich die Frau weiter?“ Haben Sie mit ihr gesprochen?“

„Ich werde mich hüten. Aber ich habe sie natürlich auch nicht einfach davongehen lassen. Meine Kollegin ist im Zwischenact auf meinen Wunsch zu ihr hinausgegangen und hat ihr gesagt, daß morgen — also heute — Abend ein Herr kommen würde, der vielleicht etwas über Herrn Martens wünte. Die Frau hat meiner Kollegin das Aussehen des angeblichen Martens noch einmal genau beschreiben müssen: für mich geht es kaum einen Zweifel mehr, daß es sich wirklich um Otto Martens handelt. Aber — wie gesagt — annehm ist mir die Geschichte nicht.“

„Aber warum denn nur? Was soll Ihnen denn passiren?“

Fräulein Wieze zog die runden Schultern hoch und lächelte ein wenig spöttlich. „Können Sie sich das wirklich nicht denken? — Wenn diese Frau erzählt, daß Martens in Wirklichkeit Martens hieß, so erzählt sie doch natürlich auch alles, was mit seinem Tode zusammenhängt. Zum Beispiel, daß Herr Otto Martens eine Stunde vor seinem Tode mit Fräulein Wieze Hofmeister zusammen souvierte, und — na, und so weiter. Verzeihen Sie mich nun?“

Wenn es wirklich seine Frau sein sollte, so wird sie vermutlich, wenn sie die Wahrheit erzählt, anderes zu thun haben, als Ihnen nachträglich Eifersuchtsküssen zu machen“, meinte Heinz.

Fräulein Wieze schüttelte den Kopf. „Da kennen Sie die Frauen nicht. Sie wird sofort zu mir kommen, wenn sie die ganze Geschichte in der Zeituna liest — verlassen Sie sich darauf. Und dafür, daß ich es Ihnen trotzdem erzählt habe, müssen Sie mir schon einen Gefallen thun.“

„Wenn es in meiner Nacht steht —“

„Sie haben doch sicherlich die Absicht, heute Abend ins Theater zu gehen, um mit der Frau zu reden. Wenn Sie dann selbst zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß es Martens Frau ist und ihre Wahrheit offenbaren, müssen Sie ihr eingureden zu-

den, daß sie gar keinen Grund hätte, auf mich eifersüchtig zu sein. Vielleicht hilft mir das. Wollen Sie mir's versprechen?“

„Ich will es Ihnen gern versprechen, obwohl es meiner Ueberzeugung nach nicht notwendig wäre. — Aber ich will Sie nun nicht länger aufhalten. Werden wir uns heute Abend im Theater sehen?“

Fräulein Wieze war über seinen plötzlichen Ausbruch nun ernstlich geirrt. „Nein!“ erwiderte sie schnippisch. „Sie wissen ja, daß ich Unannehmlichkeiten davon hätte, und für nichts und wieder nichts sieht man sich doch nicht gern Unannehmlichkeiten an.“

„Ich will Ihnen gewiß keine Unannehmlichkeiten bereiten. Nebenfalls danke ich Ihnen herzlich für Ihre Mittheilungen, und wenn Ihnen Verlegenheiten daraus erwachsen sollten, oder wenn Sie sich überhaupt einmal in Verlegenheit befinden, so wenden Sie sich nur an mich.“

Die letzte diplomatische Wendung schloß die kleine Choristin wieder vollständig aus. Sie erklärte grohmüthig, daß sie von dem freundlichen Versprechen im Rothlauf Gebrauch machen würde, und geleitete ihn dann bis vor die Wohnungstür hinaus, um sich mit ihrem freundlichsten Lächeln und ihrem feurigen Blick von ihm zu verabschieden.

31. Kapitel.

In tiefen Gedanken ging Hoffelder durch die Straßen. Er versuchte, aus den Mittheilungen der Choristin Schlüsse zu ziehen, aber er mußte sich sagen, daß es doch nur Vermuthungen waren, die ihn erfüllten.

Schon damals, als ihm Wieze Hofmeister zuerst von der Möglichkeit gesprochen hatte, daß Martens im geheimen verheiratet gewesen sei, war ihm der Gedanke gekommen, daß Martens ein Doppelpelzen geführt haben könnte und daß es vielleicht noch einen zweiten Kreis von Menschen gab, der sich um Martens geschlossen hatte und der ohne Berührung war mit jenen, die in Berlin den Verthe des Mannes ausgemacht hatten. Nun legte er sich die Frage vor, ob in Wahrheit vielleicht „Otto Martens“ und nicht „Otto Martens“ ermordet worden war.

Nun, er würde ja erfahren, ob die Vermuthungen der Choristin richtig waren; wenn es in Wahrheit Martens Frau war, die im Eldorado-Theater nach ihm geforscht hatte, so mußte sich auch ermitteln lassen, wer sonst noch mit dem angeblichen Martens in Verbindung gestanden hatte.

Der Lärm auf den Straßen, der ihm nach der Ruhe des Kandelens doppelt aufdringlich erschien, that ihm weh. Unten in Buchberg war der Mensch in ihm erwachsen, und die menschlich arde Leidenschaft, die ihn für Margot erfüllte, hatte dort die Sorgen und Grübeleien über den Mord an einem ihm doch ganz gleichgültigen und sicherlich werthlosen Menschen in seinen Augen nichtig erscheinen lassen und ihn darüber erhoben. Hier aber, wo er selbst nichts war als eines der Räderchen in der gewaltigen, ewig betriebenen Maschine, die die Großstadt darstellte, wurde er selbst wieder kleiner, und all jene quälenden Sorgen größer. In Buchberg hatte ihm selbst im innersten Herzen die Gefahr erina geschienen, die Margot bedrohte, und die doch nur darin bestand, daß sie vor einer Anzahl gleichgültiger Menschen bloßgestellt wurde; hier aber fühlte er sich zu unfrei und zu bedrückt, als daß die Erkenntnis hätte in ihm lebendig bleiben können.

Er war schließlich vor seinem Hause angelangt, aber er zögerte, es zu betreten, und dann gab er sich einen Ruck, um geradezu die Komtesse Seremie Waldendorff aufzusuchen.

Er hatte ja wenig Aussicht, sie um diese Stunde dabeim anzutreffen, denn er wünte, daß sie ihr Mittagsmahl in irrendem Restaurant einzunehmen pflegte, aber der Zufall war ihm günstig. Die kleine Pöze, die ihn mit vertraulichem Lächeln begrüßte, sagte ihm, daß die Gräfin noch dabeim sei und führte ihn in den Salon mit der Witze, sich ein wenig zu gedulden.

Gleich darauf betrat die Komtesse das Zimmer. Sie begrüßte ihn mit warmer Herzlichkeit; aber vom ersten Augenblick an wurde er aware, daß sie nicht so heiter, gelassen und so ruhig war wie sonst. Sie schien von einer nervösen Unruhe erfüllt, die sie vergebens zu verbergen suchte.

„Seit wann befinden Sie sich denn wieder in Berlin?“ fragte sie, während sie ihm einen Stuhl anbot und selbst an die Tischplatte geleht stehen blieb.

„Erst seit diesem Morgen. Aber die wenigen Stunden, die ich nun wieder hier zubringe, haben ausgereicht, mich Berlin zu verleiden, während ich mit dreihäusig Jahre hindurch doch ganz wohl bei gefühlt habe. Ich bitte zu einer passenderen Stunde kommen sollen, aber ich hielt es nicht länger aus. Ich mußte mit einem Menschen reden, der mit Buchberg und seinen Bewohnern in Zusammenhang steht.“

Die Gräfin Waldendorff nickte Hoffelder lächelnd zu. „Ich verstehe Sie gut genug. Dabe ich doch heute morgen einen Brief von Margot erhalten, der mich von allem unterrichtet hat, was sich auf Buchberg antrug. Ich kann Ihnen aber nicht sagen, wie sehr ich mich darüber freuen habe.“

Sie verkehrte die Hände hinter dem Kopf und redte tief aufathmend über

Bestalt. „Wissen Sie, daß ich Sie um diese Reise von Herzen beneidet habe!“ sagte sie, und durch die in scherzendem Ton gesprochenen Worte zitterte ein tiefer Ernst. „Ich nehme mich unaußersprechlich fort von hier — dieses Leben ist mir beinahe unerträglich geworden. Ich habe ein Gefühl, als veränderte man mich hier aus einem Menschen langsam in einen Automaten, der nur auf bestimmte Funktionen eingerichtet ist und empfindungslos bleiben muß für alles Schöne, für alles Ueberhaupt, was das Leben lebenswerth macht. Ich lebe manchmal in der grauenvollsten Furcht, daß ich den Weg zu meinem bessern Selbst gar nicht mehr zurückfinden würde — auch wenn das hier obgethan ist.“

„Sie sollten das nicht sagen, Gräfin. Gerade Sie habe ich ja oft genug um die schöne Sicherheit beneidet, die Ihnen das Bewußtsein Ihres inneren Werthes geben mußte.“

„Ich weiß nicht — ich erhalte mich jetzt manchmal auf Anschauungen und auf Rechtsbegriffen, die mir Furcht vor mir selbst einflößen können. Man muß sich davor hüten, sich über das, was wir hier thun müssen und was uns geschieht, Gedanken zu machen und Schlüsse daraus zu ziehen, wenn man nicht an allem irre werden soll. Vielleicht, daß wir später einmal, wenn wir objektiver darüber denken können, sogar einigen Nutzen davon haben werden. — Ich will Ihnen auch sagen, weswegen ich mich so sehr über Margots Schreiben freuen habe. Nicht so sehr darüber, daß sie sich nun endlich mit Ihnen verlobt hat, denn das ist ja dahin kommen würde, habe ich ja von vornherein erwünscht, aber dieser Brief atmet einen anderen Geist, als er Margot hier in Berlin erfüllte. Sie stand viel zu sehr unter dem Bann der traurigen Geschehnisse hier, als daß ich nicht für ihre Seelenruhe hätte fürchten sollen. Nun aber habe ich die zuverlässigste Ueberzeugung, daß sie wenigstens innerlich die Ate geliebt hat, daß ihre Selbstaufopferung ihr keinen Schaden zugefügt hat.“

„Nein — Margot kann keinen Schaden an ihrer Seele gelitten haben“, sagte er ernst. „Von Tag zu Tag lerne ich den herrlichen Schatz höher werthen, der mir mit ihrer Liebe zugefallen ist.“

„Sie thun recht daran, sich sehr hoch einzuschätzen, denn es giebt kein selbstloseres und edleres Geschöpf, als Margot ist. — Aber verzeihen Sie, wenn ich loaleich wieder auf die unglückselige Angelegenheit zu sprechen kommen muß, die uns hier in Berlin fesselt. Ich habe heute Morgen einen Brief bekommen, der mich im höchsten Maße beunruhigt. Er ist von Dombrowski.“

„Wie!“ rief Heinz überrascht. „Hat der Burche die Dreifigkeit, jetzt auch Sie?“

„Er hat zweimal versucht, mich zu sprechen, und ich habe ihn zweimal abweisen lassen. Margot schreibt mir, daß sie von allen Einzelheiten unterrichtet sind, und ich darf Ihnen daher zu meiner großen Erleichterung den Brief zeigen, den mir der Poie geschrieben hat.“

Das Schreiben, das sie Heinz überreichte, lautete:

„Gnädigste Gräfin! Ein bebauerndes Mißgeschick ließ mich für meine Ihnen zugebachtte Aufwartung zwei Mal eine Stunde wählen, zu der Sie nicht in der Lage waren, mich zu empfangen. Ich beklage das umso aufrichtiger, als es nicht ausschließlich meine eigenen Interessen waren, die mir den Wunsch nahelegen, Sie zu sprechen. Es leitete mich dabei vielmehr in ungleich höherem Maße die Hoffnung, Ihnen, gnädigste Gräfin, oder einem persönlichen, die Ihnen nahestehen, einen nach meinem Dafürhalten recht wesentlichen Dienst leisten zu können. Gewisse Umstände, auf die ich hier des Näheren nicht wohl eingehen kann, haben mich zum Mitwiffer von Vorkommnissen gemacht, deren Bekanntwerden umfomeiner in den Wünschen der erwählten Persönlichkeiten liegen kann, als es nach Lage der Dinge in erster Linie der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter sein müßten, die sich dafür interessieren würden. Meine moralische und gesetzliche Verpflichtung zur Preisgabe meiner zufällig erlangten Kenntnisse bequill aber erst in dem Augenblick, in dem ich für meine Person die Ueberzeugung erinne, daß es strafbare Handlungen sind, die dabe in Frage kommen, und ich bege einwilligen noch die angenehme Zuversicht, daß es Ihnen, gnädigste Gräfin, bei vertraulicher Aussprache unschwer gelingen würde, mich von der Haltlosigkeit einer solchen Annahme zu überzeugen. Eine Weigerung, mir diese Aussprache

zu gewähren, würde mir allerdings die unausweichliche staatsbürgerliche Pflicht auferlegen, die Aufklärung den berufenen behördlichen Organen zu überlassen, und ich würde nicht in der Lage sein, die erforderlichen Schritte um länger als achtundvierzig Stunden hinauszuverschieben. Deshalb erbitte ich von Ihrer Güte eine sofortige Mittheilung, wann und wo ich innerhalb der bezeichneten Frist die Ehre und das Vergnügen haben kann, Sie zu sprechen. Zur Vermeidung von Mißverständnissen aber möchte ich noch hinzufügen, daß es sich bei den neuerlich zu meiner Kenntnig gelangten, äußerst wichtigen Momenten nicht etwa um die Wahrnehmung handelt, von der ich bereits zu einem Ihrer Freunde gesprochen, sondern um eine bedeutende Feststellung, die an und für sich wohl geeignet scheint, Licht in das Dunkel der Affäre Martens zu bringen.“

Mit der Versicherung, daß ich mich alsüchlich schäme würde, wenn gnädigste Gräfin mir dazu verheßen könnten, diese Entdeckung, die bisher ausschließlich mein Geheimniß ist, auch weiterhin als solches behandeln zu dürfen, habe ich in Erwartung Ihrer umgehenden Rückäußerung die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen als Ihre gehorsamster Dr. Dombrowski.“

Schweigend faltete Heinz das Blatt zusammen und aab es der Gräfin, deren Augen in angstvoller Erwartung auf seinem Gesicht ruhten, zurück.

„Und was rathen Sie mir zu thun? Soll ich ihm nun doch schreiben, daß ich bereit bin, ihn zu empfangen?“

Entschieden schüttelte Hoffelder den Kopf. „Nein!“ sagte er fest. „Natürlich muß jemand mit Dombrowski reden, denn der Ton seines Schreibens läßt ja leider keinen Zweifel darüber zu, daß er tatsächlich für uns unannehmliche Entdeckungen gemacht hat, aber ich würde es für verheißt halten, wenn Sie selbst ihm empfangen wollten. Sie dürfen ihm keine Zusicherungen machen, aber Sie müssen ihm gegenüber auch davor auf der Hut sein, etwa falsche Angaben zu machen oder auch nur ihm in das Gesicht hinein etwas direkt abzuliegen. Ich aber kann frei und offen mit ihm reden, ohne dabei für meine Person Gefahr zu laufen oder Sie in Gefahr zu bringen.“

„Dasselbe habe ich auch gedacht“, erwiderte die Komtesse in sichtlich erleichterten. „Ich wünte, Sie mir deshalb schließlich herbei, als ich heute morgen den Brief empfing. Nun — mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen, und wenn Sie wirklich das schwere Opfer bringen wollten —“

„Von einem Opfer kann dabe nicht die Rede sein. Ist es doch jetzt ebenjaunt meine eigene Angelegenheit, um die es sich hier handelt. Es hat sich hier in Berlin in der Zwischenzeit nichts zugegetragen, das ich erfahren müßte, ehe ich zu Dombrowski gehe.“

„Nein! — Ich selbst bin bis auf den zweimaligen Besuch Dombrowskis von allen weiteren Unannehmlichkeiten verschont geblieben. Ich habe die Zeitungen sehr eifrig studirt, um vielleicht eine Notiz darüber zu finden, ob die Polizei auf eine Spur des Täters gekommen ist — aber das Schweigen, in das man sich an amtlicher Stelle hüllt. Ich darf aufschreiben, daß man auch dort noch nicht viel mehr weiß, als bisher.“

(Fortsetzung folgt.)

Wo wir den Zusammenhang nicht zu erkennen vermögen, da werden wir gern von Zufall.

Im Municipal-Konvent in Montreal sprach ein Redner über das schwarze und das weiße Schaf in Municipal-Angelegenheiten. Allem Anscheine nach steht es damit noch immer so, wie es das Kinderspiel lehrt: Und wenn das Kind nicht artig ist, Dann kommt das Schwarz und beißt's.

Selbst das Fliegen scheint jetzt keine Kunst mehr zu sein — für den, der es kann.

Die halben Wahrheiten sind die schlimmsten aller Lügen.

Wenn China auch das amerikanische Geld mit Gewalt zurückweist, so sind glücklicherweise doch noch Andere da, die es mit Handtuch nehmen. Darin liegt ein großer Trost.

Die meisten Menschen geben sich höher gewertet aus, als sie sich am Ultimo einlösen können.

Leutes Mittel.



Wie Jungfer Jungdulia über die langsame Fahrt: „Ausruher, hier haben Sie was zu riechen für Ihren Gaul! Der wird ja opnmächt!“